

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 92 (1966)
Heft: 43

Artikel: Der sengende Hauch der Freiheit : zum zehnten Jahrestag des Freiheitskampfes : verweht und vergessen?

Autor: Blickenstorfer, Walter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-506107>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zum zehnten Jahrestag
des ungarischen Freiheitskampfes

Der sengende Hauch der Freiheit

Verweht und vergessen?

26. Oktober 1956. Ein strahlender Herbsttag. Wir sind die Nacht durchgefahrene. Endlos das flimmernde Band der Straße. Hegyesalom - ungarischer Zoll. Die Barrierefesteinladend offen. Der Zollamtsvorsteher stinkt nach Schnaps. Er begrüßt uns mit einem schallenden «seljen a szabadság!» - Hoch die Freiheit. Er gleicht auffallend dem soeben abgesetzten Genossen Molotow. Auf seiner khakibraunen Uniformmütze ist ein auffallend dunkler Fleck zu sehen: Dort stak bis vor wenigen Tagen das Unterdrückerwappen.

Neben dem Zollamt weht schwer und feierlich die ungarische Trikolore. In ihrer Mitte klafft ein Riesenloch. Der kleine Molotow hat in kluger Diplomatie den Stern der Unterdrückung heraussäbeln lassen. - Wieder die lange, schnurgerade Asphaltstraße. Links ein Ried mit sirrendem Schilfe, rechts Wälder aus Maisstauden. Zum Teil faulen sie schon. Es fault auch das Korn auf den Aeckern. In den Dörfern müde, magere, abgeschundene Gäue, die fast umkippen vor Hunger: Die verstaatlichte Landwirtschaft funktioniert nicht mehr. Die Bauern sind meist in den Mais gegangen und das bedeutet auf ungarisch: Revolutionär werden, Räuber werden oder beides zugleich: Saboteur. Denn der Staat hat dem Ochsen, der da drischt, das Maul hart und gründlich zugebunden, auf daß er wenig fresse und ja nicht Opposition muhe.

Ein Bus rasselt uns entgegen, blauweiß, reichlich zerbeult, spiegelglatt seine Reifen. Man winkt uns Halt und Kühler an Kühler stehen ein Bus der Budapestener Verkehrsbetriebe und ein Zürcher Personenwagen. Statt der Routentafel trägt der Bus die Aufschrift: «Szabadság! - Freiheit. Er will an die österreichische Grenze fahren, um Medikamente und Nahrungsmittel zu holen. Man reißt unsere Wagentüre auf, zerrt meinen Begleiter und mich heraus, umarmt uns, er-

drückt uns schier und heischt in gebrochenem Deutsch immer wieder die westliche Nachrichten. «Wie hat die Welt den Aufstand aufgenommen? Wird uns der Westen begreifen? Wird man uns helfen?» Hinter diesen Fragen schwingt ungesprochen die Angst mit, die ahnungsvolle Angst, feige im Stiche gelassen zu werden.

Man fragt auch, ob der Westen Waffen schicke. Nicht Decken und nicht Brot braucht man, sondern Waffen, Panzer, Flugzeuge. - Ich schweige. Ich verfüge nicht über Waffen. Sie entführen uns alle Zeitungen, und seien sie noch so zerknittert. Herzlicher Abschied,

der Bus rattert in einer Fahne blauen Dieselqualms davon, seiner Endstation Sehnsucht entgegen. Und wir rasen weiter gegen Osten, aus dem das Licht der Freiheit kam!

Eine Stadt, etwa so groß wie Brugg: Moros-Magyarovár. Ueberall Maschinengewehre. Strenge Kontrollen und wieder Hunger, ja Gier nach Nachrichten. Immer wieder auch die nur schüchtern angekippte Bitte: «Laßt uns doch um Gottes willen nicht im Stich!» Dann eine reale Bitte: «Kommt mit an die Beerdigung.» Wir stellen den Wagen aus und folgen den Freiheitskämpfern. Ueber 70 Frauen und Kinder sind am Vortage von der AVO, der roten SS, erschossen worden, hinterlücks, meuchlerisch. - 70 Särge, darunter viele nur arm lange, weiße Kindersärge. Ein paar Herbstblumen, ein paar Fetzen Fahnentuch, der blaue Himmel über diesem Jammer, ein müder Priester, eine jubelnde Lerche, der gute Geruch der Erde. Die Augen bleiben trocken, als die Särge in die Grube gleiten. Es ist zuviel geweint, zuviel gelitten worden in dieser Stadt. Und die Hoffnung schwebt wie ein Engel über den Gräbern: Sie sind alle nicht umsonst gestorben! Das Grabgeläute, das jetzt schwer und dumpf aus der Stadt herüberhallt, muß das Geläute der großen Freiheit sein, die bald über Ungarn wehen wird.

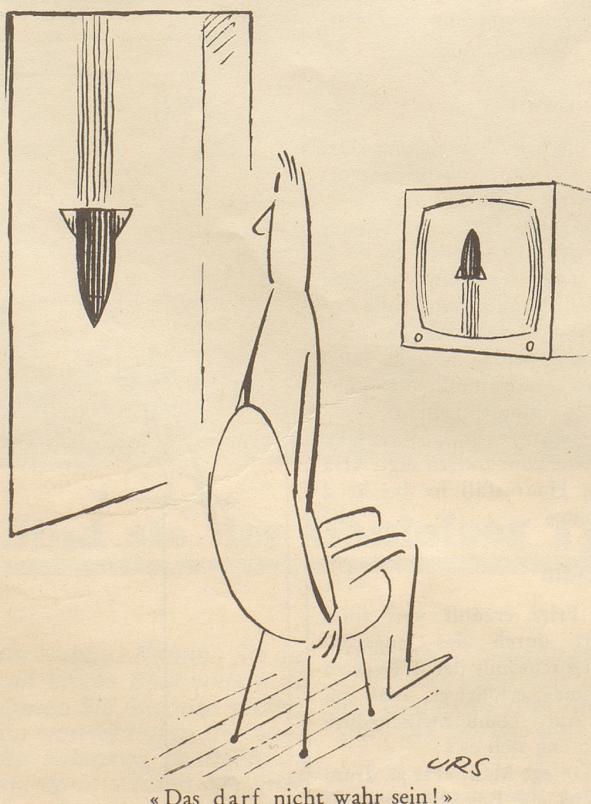
Das Freiheitskämpfer-Komitee von Moros-Magyarovár ist Mann für Mann wenige Monate später im Gefängnis von Györ erhängt worden.

Jetzt liegen nur noch die Leichen der AVO-Soldaten auf der Straße, zerfetzt und vom Haß zertrampelt. Sie werden verlocht wie krepiertes Vieh in den Abfallgruben der Stadt. Und sie waren doch auch Menschen, mißleitet vom gleichen Geiste der Unmenschlichkeit, der an der Berliner Mauer heute Deutsche auf Deutsche schießen läßt, zum höheren Ruhme des roten Paradieses.

Weiter die Straße. Immer mehr Sperren. Viele Sanitätsfahrzeuge kommen uns jetzt entgegen und sie karren das Elend oder die Feigheit. Jeder Sanitätstransport wird genau kontrolliert. In Budapest hat die AVO unter dem Zeichen des roten Kreuzes Munition und Waffen in den Rücken der Freiheitskämpfer gefahren. Und jetzt tarnen sich viele AVO-Leute als Ärzte, Verwundete, Krankenpfleger und fliehen in Krankenautos. Uns gegenüber wird ein Wagen gestoppt, lange Untersuchung, plötzlich schnappen die Riegel der Maschinengewehre, die Besatzung wird weggezerrt, hinter einem Gebüsch peitschen ein paar Schüsse.

Eine Steigung. Gartenbänke quer über die Straße und dahinter ein russischer Panzer, das Geschütz drohend auf uns gerichtet. Aber die Besatzung des Kampfwagens hockt nur müde auf den Gartenbänken. Sie rückt ihre Sitze sogar widerwillig weg, als wir näher heranfahren. Zwei Tage Aufstand, zwei Tage glühend heiße Flammen der Freiheit haben viele Rotarmisten derart zermürbt, daß sie zu Fuß flüchten und ihre Waffen den Freiheitskämpfern zurücklassen.

Wieder eine Sperre. Diesmal Freiheitskämpfer. Sie geben uns Begleiter mit und Benzingutscheine. Unten im Tal flackern einige Lichten: Budapest. - Acht Jahre vorher habe ich diese Stadt verlassen müssen. Sie trug damals noch böse Wunden vom Kriege her, aber sie schien nie so tot und gottverlassen wie jetzt. Tramwagen liegen herum, als Barrikaden; wir zickzacken durch das Lianengeflecht der heruntergerissenen Oberleitung. Da und dort dreht sich grauenhaft sinnlos ein erhängter Mensch an einem Allee-Baum. Häuser sind zusammengeschossen und bieten mit grauer Lust ihr Innenleben dar. Zerfetzte russische Panzer verenden wie Urwelttiere an einer Kreuzung. Neben einem zerrissenen, total ausgebrannten «Stalin III» liegen tote Kinder im Schutt. Sie haben den Tank mit Handgranaten gesprengt. Einige armselig gekleidete Leute brechen das Straßenpflaster auf, heben ein kiesiges Grab zwischen Gasrohren, Wasserleitungen und Stromkabeln aus und beerdigen die Kinder dort. Ein Kreuz aus Kistenbrettern kündet von ihrem Opfergang. Ich spreche wenige Stunden später mit einem 14jährigen Mädchen, das ebenfalls einen Panzer gesprengt und dabei beide Hände verloren hat. «Es war kein Leben mehr», dolmetscht man



mir ihre müden Worte, «ich wollte sterben.» Dann schießt sie leidenschaftlich aus ihren Kissen auf: «Aber wenn ich schon kreieren muß, tragen mir fünf rote Engel das Gepäck!» Fünf rote Engel – eine russische Panzerbesatzung!

Ein Krankenhaus. Es fehlt an allem, an Verbandstoff, Narkosemitteln, Medikamenten. Die AVO hat hier sinnlos tausende von Blutkonserven vernichtet. Ein sterbender Russe – er ist genau so gepflegt worden wie seine Gegner. Keuchend geht sein Atem, er mummelt Unverständliches. Sein Uniformkittel steht weit offen. Auf seiner magern Brust blinkt eine Ikone.

Wir geraten in Schießereien, wir liegen mit Freiheitskämpfern in Schutt und Staub, während über unsrnen Köpfen eine Maschinengewehrgarbe in die Mauer fetzt. Eine Hochburg steht noch, mitten in der Stadt: Die AVO-Hauptkaserne. Stockwerk um Stockwerk schießen und stechen sich die Freiheitskämpfer vom Dache her in das Gebäude. Ich stehe dabei, als Gefängniszellen geöffnet werden. Ich kann das ausgeklügelte Grauen nicht schildern, das ich dort sah. Ich möchte schreien und bleibe nur schreckensstumm, als 120 AVO-Leute von einem Maschinengewehr niedergemäht werden, gnadenlos und sinnlos, denn über 300 Gefangene waren in unterirdischen Bunkern eingesperrt und niemand fand den Eingang. Tote AVO-Soldaten aber können keine Geheimverlese mehr öffnen!

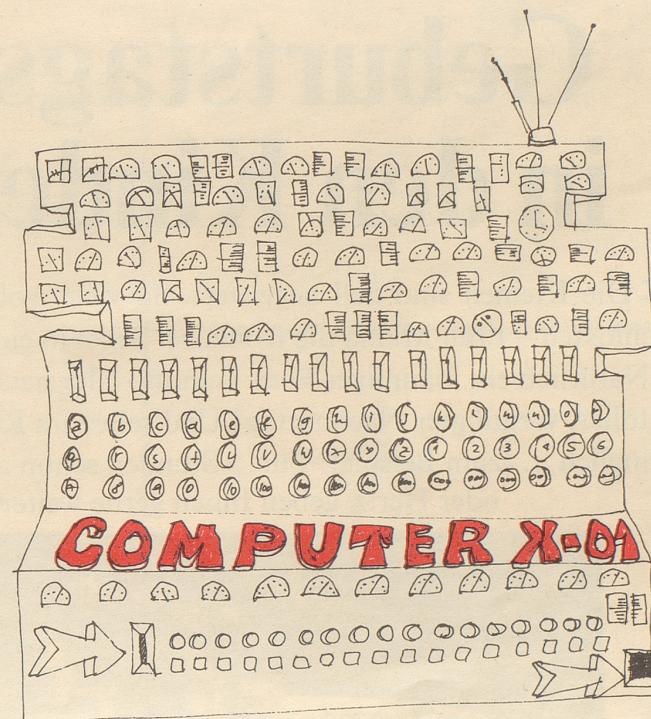
1. November, Allerheiligen. Ein wundervoller, strahlender Tag neigt sich dem Sammtdunkel der Nacht entgegen. Wir fliegen mit einem Helikopter über Budapest. Tausend und abertausend Kerzen flackern in den Fenstern, den Toten zum Gedächtnis. Doch rings um die Stadt zerfetzten Scheinwerferkegel das tröstliche Dunkel: Die Russen ziehen wieder heran.

Als wir auf dem Militärflugplatz von Budaörs landen, zerfetzen die ersten russischen MG-Garben die Kanzel des Helikopters. Wir fliehen mit Vollgas hinein in eine Stadt, die sich schweigend und verbissen nach dem kurzen Rausche der Freiheit zum letzten Kampf rüstet.

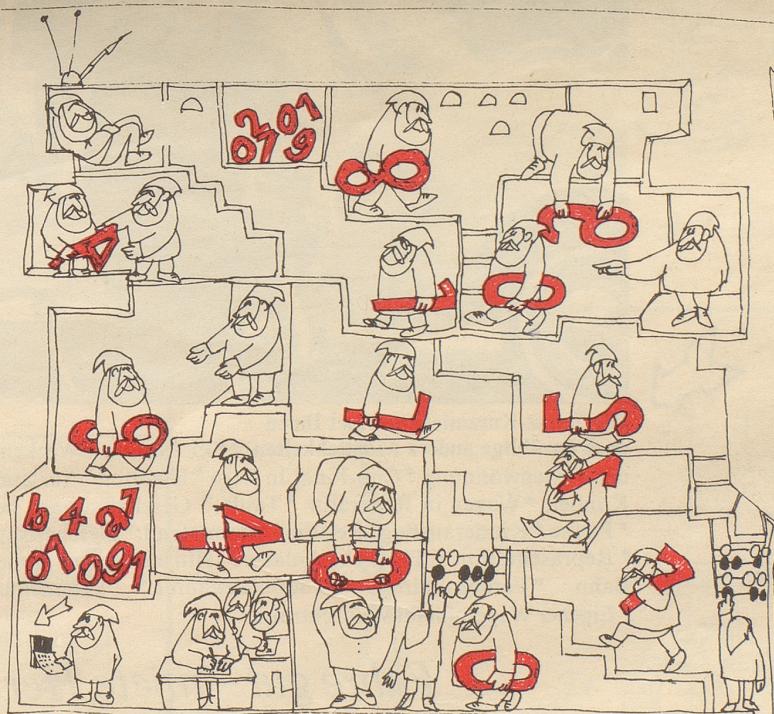
*

Ich habe ihn verspürt, den sengenden Hauch der Freiheit und er hat mich gezeichnet für immer. Weil mich jene Flamme brannte und mich ihre Narbe noch immer schmerzt, dünkt mich das heimische, so selbstverständliche Kerzenlichtlein oft schal und armelig. Ich möchte wachrütteln uns alle aus unserer Wohlstandsnarkose und sagen, was ich gesehen habe: Wenn die Flamme der Freiheit erlischt, ist sie nur mit viel Blut wieder in Brand zu bringen. Und unsere Flamme brennt schon mit bedenklich kleinem Docht; sie droht an unserer Sattheit zu ersticken!

Walter Blickenstorfer



1.



2.

innerer 61